

A close-up portrait of a young woman with long, wavy brown hair, looking slightly to the right with a soft expression. She is wearing a dark red garment.

Ashley
Carrington

A horizontal banner with a light beige background and a subtle floral pattern. The text is centered on the banner.

Valerie

GEFANGEN AUF
COTTON FIELDS



Weltbild

Valerie
Gefangen auf Cotton Fields

Valerie

Band 1: Erbin von Cotton Fields

Band 2: Herrin auf Cotton Fields

Band 3: Wolken über Cotton Fields

Band 4: Gefangen auf Cotton Fields

Der Autor

Mit einer Gesamtauflage in Deutschland von fast 6 Millionen zählt Rainer M. Schröder, alias Ashley Carrington, zu den erfolgreichsten deutschsprachigen Schriftstellern von Jugendbüchern sowie historischen Gesellschaftsromanen für Erwachsene. Letztere erscheinen seit 1984 unter seinem zweiten, im Pass eingetragenen Namen Ashley Carrington.

Rainer M. Schröder lebt in Atlanta in den USA.

Mehr über den Autor erfahren Sie unter rainermschroeder.com.

Ashley Carrington

Valerie

Gefangen auf
Cotton Fields

Roman

Weltbild

Die Originalausgabe des Romans *Valerie – Gefangen auf Cotton Fields* von Ashley Carrington erschien 1989 in der Droemerschens Verlagsanstalt Th. Knauer Nachf. GmbH & Co. KG, München

Besuchen Sie uns im Internet:
www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe für die Verlagsgruppe Weltbild GmbH
Copyright © 2014 by Rainer M. Schröder (www.rainermschroeder.com)
Dieses Werk wurde vermittelt durch AVA international GmbH, München.
www.ava-international.de

Umschlaggestaltung: *zeichenpool, München
Umschlagmotiv: shutterstock.com

(© lithian; © KennStilger47; © gkuna; © design36)
Druck und Bindung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice
Printed in the EU
ISBN 978-3-95569-688-7

2018 2017 2016 2015
Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Ausgabe an.

*Für R. M. S.,
der mich literarisch zum Leben
erweckte und mich mit
Liebe und Leidenschaft erfüllt.*

Kalt wie der Januarmorgen des noch jungen Jahres 1861 war das Metall der doppelläufigen Flinte, die Valerie unter dem weiten Cape verbarg und fest an ihre Seite presste. Kalt war auch ihr Herz, taub ihre Seele. Sie war nach Darby Plantation gekommen, um zu töten.

Stephen Duvall musste sterben!

Sie würde ihn erschießen, wie er ihre beiden Schwarzen erschossen hatte: vorsätzlich und gnadenlos. In seinem grenzenlosen Hass auf sie und in seiner Besessenheit, sie von COTTON FIELDS zu vertreiben, hatte er zwei völlig unbeteiligte und unschuldige Menschen ermordet, ihr Zimmermädchen Edna und den Feldsklaven Tom. Eine verbrecherische, sinnlose Tat, die einzig und allein zum Ziel gehabt hatte, sie zu zermürben und ihr ihre Ohnmacht vor Augen zu führen.

Stephen hatte mit dem grässlichen Doppelmord sein Ziel auch erreicht. Der Anblick der Leichen hatte sie zutiefst erschüttert, und sie hatte erkannt, dass sie gegen seine skrupellose Gewalttätigkeit und seine Rücksichtslosigkeit wahrhaftig ohnmächtig war. Er hatte sie in die Knie gezwungen, doch anders, als er es wohl geplant hatte. Sie gab auf, sie kapituliert. Und sie war gekommen, um ihm ihre Kapitulation zu überbringen – mit der Schrotflinte.

Der Diener, der sie vor wenigen Augenblicken ins Herrenhaus von Darby Plantation eingelassen hatte, warf ihr einen verstohlenen Blick zu, als er die Tür hinter ihr schloss. Auf den Plantagen machten viele Gerüchte über diese Valerie, die

neue Herrin von Cotton Fields, die Runde. Man erzählte sich die haarsträubendsten Geschichten über sie und die entsetzlichen Dinge, die sie hatte erdulden müssen, bis es ihr endlich gelungen war, ihren Erbanspruch auf die Plantage in einem aufsehenerregenden Gerichtsprozess durchzusetzen – gegen ihre Halbgeschwister Stephen und Rhonda und deren Mutter Catherine, die nichts unversucht gelassen hatten, wie es hieß, um Valerie aus dem Weg zu schaffen und sie um ihr Erbe zu betrügen.

Dass sie tatsächlich eine atemberaubende Schönheit war, davon konnte er sich jetzt mit eigenen Augen überzeugen, zumindest was ihr makellostes ebenmäßiges Gesicht betraf und das üppige lange Haar, das in einem seltenen blauschwarzen Farbton schimmerte. Dass sie das Kind eines weißen Plantagenbesitzers und einer hellhäutigen freigelassenen Sklavin war, sah man ihr nur an, wenn man es wusste. Noch nicht einmal die Bezeichnung »hellhäutige Mulattin« traf auf sie zu. Ihr Teint hatte allenfalls die exotische Tönung einer südländischen Schönheit. Ihre Haut besaß eine leicht cremefarbene Nuance und erinnerte an Milch, in der man einen winzigen Tropfen vermischter Schokolade *erahnte*.

Ihre Figur blieb vor ihm verborgen, denn sie trug einen weiten currybraunen Umhang, der ihr vom Hals bis zu den Knöcheln reichte und den sie mit der rechten Hand vor ihrer Brust geschlossen hielt. Aber er bezweifelte nicht, dass sie von Kopf bis Fuß eine Frau von außergewöhnlicher Schönheit war, wie hinter vorgehaltener Hand auf Darby Plantation und auch anderswo behauptet wurde.

Was hat sie bloß hier zu suchen?, ging es dem Schwarzen durch den Kopf. Warum kommt sie von COTTON FIELDS

hierher? Warum will sie zu Massa Stephen, wenn sie doch Todfeinde sind? Irgendwie sieht sie krank aus.

Valerie sah an diesem frühen Morgen in der Tat so erschreckend blass und übernächtigt aus, dass man es mit der Angst zu tun bekommen konnte. Und in ihren faszinierenden Augen, die von einem ungewöhnlichen Grau waren, in dem winzige Goldflocken zu glitzern schienen, las der schwarze Hausdiener etwas, was er nicht zu deuten vermochte, das ihm jedoch erhebliches Unbehagen bereitete.

Nun, ihn ging es nichts an. Er hatte es zu gut bei Massa Justin Darby, der die drei Duvalls in seinem Haus aufgenommen hatte, nachdem diese COTTON FIELDS hatten räumen müssen, als dass er auch nur durch Anzeichen von Mitgefühl den Unwillen seines Masters hätte erregen wollen. Es hieß, dass Massa Darby, der seine Frau und seinen einzigen Sohn vor Jahren auf tragische Weise verloren hatte, Catherine Duvall, der noch sehr attraktiven Mutter von Stephen und Rhonda, den Hof machte.

Aber auch das ging ihn nichts an. Seine Treue gehörte einzig und allein Massa Darby.

»Erwartet Mister Duvall Ihren Besuch?«, fragte er deshalb mit unpersönlicher Höflichkeit.

»Nein, aber er wird mich empfangen!«

»Ich werde Ihre Bitte natürlich unverzüglich ausrichten, aber ich bin nicht sicher, ob Mister Duvall so früh am Morgen zu sprechen sein wird. Massa Darby hat seine Gäste soeben erst zum Frühstück gebeten.« Ein Anflug von Zurechtweisung lag in seiner Stimme. Es gehörte nicht zu den Gepflogenheiten, zu so früher Morgenstunde unangemeldet einen Besuch abzustatten – noch nicht einmal unter guten Freunden.

»Er wird zu sprechen sein«, beharrte Valerie. »Richten Sie ihm nur aus, was ich Ihnen aufgetragen habe.«

»Dass Sie ihn zu sprechen wünschen und aufgegeben haben, ihm trotzen zu wollen, das waren Ihre Worte.«

Valerie nickte knapp. »Genau das sagen Sie ihm.«

»Es kann etwas dauern. Wenn Sie bitte dort warten würden«, sagte der Hausdiener und führte sie in einen kleinen Salon, der rechts von der Eingangshalle lag. »Darf ich Ihnen den Umhang abnehmen?«

»Nein«, wehrte sie schroff ab. »Mir ist kalt.«

Der Schwarze sah sie mit verwundertem Blick an und zuckte dann mit den Achseln. »Wie Sie wünschen«, sagte er und verließ den Raum. Die Tür zur Halle schloss er hinter sich. Einen Moment lang war er versucht gewesen, ihr ein heißes Getränk anzubieten, hatte es dann aber doch nicht getan. Er hatte das Gefühl, dass sein Master dafür wenig Verständnis gehabt hätte. Vielleicht würde man ihn sogar schon rügen, dass er sie überhaupt ins Haus gelassen hatte. Aber was wusste er, ein einfacher Hausdiener, schon von den Fehden seiner weißen Herrschaft? Zumindest offiziell nichts. Und niemand hatte ihn darauf vorbereitet, wie er sich in einer solchen Situation zu verhalten hatte – weil offensichtlich niemand damit gerechnet hatte, dass sie es wagen würde, von sich aus nach Darby Plantation zu kommen.

Valerie stand stocksteif da, die doppelläufige Schrotflinte unter dem Cape an ihre linke Seite gepresst, und nahm die kostbare Einrichtung des Salons überhaupt nicht wahr. Weder sah sie die herrlichen Gemälde noch die französische Standuhr in der Ecke: Ihr abwesender Blick ging durch alles

hindurch, während ihre linke Hand das kalte Metall der Waffe umklammert hielt.

Sie wartete und lauschte auf die Geräusche des Hauses, hörte Stimmen, ohne sie jedoch eindeutig unterscheiden zu können. Wer lachte da? Stephen?

Ihre Gedanken irrten ziellos dahin.

Was würde hinterher passieren, nach dem Schuss?

Denk jetzt nicht daran! Du musst es tun! Du musst ihn töten. Kein Gericht der Welt wird ihn sonst für seine gemeinen Verbrechen zur Rechenschaft ziehen! Ein Schuss, und alles wird ein Ende haben!, sagte sie sich.

Doch was für ein Ende?

Ob sie alles verlieren würde? Ihr Leben? Cotton Fields? Ihre große Liebe Matthew Melville, der ihr so viel Kraft und Zuversicht gegeben hatte, in den letzten Monaten aber auch Quell von so viel Schmerz und Trauer gewesen war? Wie würde er sich zu ihr stellen, wenn er hörte, dass sie Stephen erschossen hatte? Würde er sie für ihre Tat verurteilen und statt Liebe nur noch Zorn und Verachtung für sie empfinden? Stünde sie vielleicht heute nicht hier mit der Schrotflinte unter dem Umhang, wenn sie sich mit ihm, ohne ihre Bedingungen zu stellen, auf dem Ball versöhnt hätte? Wer von ihnen trug die schwerere Schuld an ihrem Zerwürfnis, unter dem sie beide so schrecklich gelitten hatten, ohne jedoch wieder zueinanderfinden zu können? Hatte sie durch ihren unbeugsamen Stolz ihr Glück verspielt? Oder war sie das Opfer eines Mahlstromes schicksalhafter Ereignisse, die zu steuern außerhalb jedes menschlichen Vermögens lag?

Sie wusste darauf und auf viele andere Fragen, die quälend auf sie einströmten, keine Antwort. Doch eines wusste sie:

Travis Kendrik würde zu ihr stehen, was immer auch kommen mochte.

Er würde vor Gericht mit derselben unerbittlichen und engagierten Leidenschaft um ihr Leben kämpfen, wie er um ihr Erbe gestritten hatte. Wie extravagant und arrogant er in seinem Benehmen auch sein mochte, auf seine Loyalität und seine überragende Intelligenz konnte sie sich blind verlassen, einmal ganz von den starken persönlichen Gefühlen abgesehen, die er ihr entgegnbrachte, doch daran wollte sie besser nicht denken. Er würde jedenfalls seinem Ruf als »Niggeranwalt« alle Ehre machen und nichts unversucht lassen, um sie und COTTON FIELDS zu retten.

Doch war die Plantage überhaupt noch zu retten? Auch ohne einen Prozess wegen Mordes an Stephen Duvall sah ihre Zukunft düster aus. Ihre Barmittel genügten bei Weitem nicht, um COTTON FIELDS mit seinen über dreihundert Sklaven bis zur nächsten Baumwollernte zu bewirtschaften. Dazu kam, dass sie selbst so gut wie nichts von der Führung einer so großen Plantage verstand, und trotz größter Anstrengungen war es ihr und Travis nicht gelungen, einen anständigen, verlässlichen Verwalter zu finden. Dieser heruntergekommene Jonathan Burke, den sie aus lauter Verzweiflung schließlich für den unverschämt hohen Jahreslohn von gut tausend Dollar eingestellt hatte, behauptete zwar, sein Geschäft zu verstehen, hatte jedoch keine Referenzen, die das zu bestätigen vermochten. Und dass er ein Quartalssäufer war, hatte er nicht einen Augenblick vor ihr zu verbergen versucht.

Was immer auch geschehen mochte, Travis musste alles versuchen, um zu verhindern, dass Stephen, Rhonda und Catherine Duvall COTTON FIELDS wieder in ihren Besitz

brachten. Lieber würde sie die Plantage jemandem schenken, von dem sie wusste, dass er nie an die Duvalls verkaufen würde.

Matthew.

Seit sie sich entschlossen hatte, Stephen mit seinem eigenen Blut für seinen Doppelmord bezahlen zu lassen, drängte sich Matthew immer wieder in ihre Gedanken. Sie wusste, dass er alles versuchen würde, um sie von ihrer Tat abzuhalten, wenn er dazu eine Möglichkeit gehabt hätte. Und sie glaubte, seine Stimme in ihrem Kopf zu hören, die sie beschwor, von ihrer blutigen Rache Abstand zu nehmen.

Nein, nein! Damit werde ich ihn nicht davonkommen lassen! Ich muss es tun, Matthew, redete sie mit sich selber, während ihre Lippen zusammengepresst waren. Er muss dafür bezahlen, und nur ich kann ihn zur Rechenschaft ziehen! Du hast Tom und Edna nicht gesehen, doch ich habe in ihre toten, glasigen Augen geblickt und die grässlichen Einschusslöcher gesehen. Er ist ein Mörder, und wenn keiner ihn richtet, werde ich es tun!

2.

»Du solltest dem jungen Larmont mehr Aufmerksamkeit schenken und ihn ermuntern, dich zu besuchen«, sagte Catherine Duvall beim Frühstück zu ihrer Tochter mit sanftem Nachdruck. Rhonda war mit ihren siebzehn Jahren längst im heiratsfähigen Alter, und mit den blonden Korkenzieherlocken, dem puppenhaft hübschen Gesicht und ihrer schlanken Figur entsprach sie auf perfekte Weise dem Schönheitsideal des Südens. Schon als junges Mädchen hatte sie

mit ihrem betörenden Aussehen den Männern den Kopf verdreht. Und wenn es den entsetzlichen Skandal und Prozess um COTTON FIELDS nicht gegeben hätte, hätte Catherine Duvall ihre Tochter gewiss schon längst gut verheiratet. In ein paar Monaten wurde sie achtzehn, und das war ein Alter, bei dem sich eine Mutter schon Sorgen machen musste, ob ihre Tochter nicht doch Gefahr lief, keine gute Partie mehr zu machen oder gar völlig leer auszugehen und einem Leben als Jungfer entgegenzusehen. Gewiss war Rhonda eine Rose unter den bezaubernden Blumen des Südens, und Edward Larmont war nicht der Einzige, der an ihr starkes Interesse gezeigt hatte. Aber auch die schönste Rose mit dem betörendsten Duft blühte nicht ewig, und welcher Mann von gesellschaftlichem Stand und Format würde noch um sie werben, wenn sie weiterhin jeden Verehrer vor den Kopf stieß und dabei immer mehr in den Ruf geriet, die Rose mit den spitzesten Dornen zu sein? Als ob der Skandal um COTTON FIELDS ihren Heiratsaussichten nicht schon abträglich genug gewesen wäre!

»Warum sollte ich? Edward ist ein schrecklicher Langweiler«, erwiderte Rhonda gereizt und mit verschlossenem Gesicht. Sie hatte nicht den geringsten Appetit und stocherte nur in ihrem Essen herum. Das Rührei auf ihrem Teller verursachte ihr regelrecht Übelkeit, und sie blieb nur aus Anstand am Tisch sitzen. Es war ihr ein Rätsel, wie ihr Bruder so fröhlich sein und so herzhaft zulangen konnte, nach dem, was gestern in der Hütte des Köhlers passiert war. Es handelte sich zwar nur um zwei Nigger, die Stephen kaltblütig niedergestreckt hatte, aber es war für sie doch ein Schock gewesen, mit ansehen zu müssen, wie ihr Bruder ihren ehemaligen

schwarzen Liebhaber erschossen hatte. Zwar war sie froh, dass Tom jetzt niemandem mehr von ihren verbotenen heimlichen Treffen auf COTTON FIELDS und später dann in der Köhlerhütte erzählen konnte, aber bisher hatte sie sich ihrer willfährigen schwarzen Liebhaber auf weniger brutale Weise entledigt. Ob ihr Bruder wusste, dass sie sich mit Tom getroffen hatte? Vermutlich. Er war nicht auf den Kopf gefallen und hatte sich bestimmt seine Gedanken gemacht, als sie ihm das mit Tom vorgeschlagen hatte. Wie hätte sie den Nigger auch sonst dazu bringen können, mit Edna zur Hütte des alten Köhlers zu kommen, die doch schon auf Darby-Land stand, eine gute Stunde zu Fuß von COTTON FIELDS entfernt. Sicher hatte er es gewusst. Doch er war so schlau gewesen, keine weiteren Fragen zu stellen, ihre Idee aufzugreifen und mit ihr einen genialen Plan zu schmieden, wie sie Valerie einen Schlag versetzen konnten, der dem Bastard ein für alle Mal klarmachte, dass er in ihrer Welt nichts zu suchen und keine Chance hatte, sich auf COTTON FIELDS zu halten, auf *ihrer* Plantage!

»Ich glaube kaum, dass du Edward Lamont schon gut genug kennengelernt und ihm ausreichend Gelegenheit gegeben hast, sich in seinem besten Licht zu zeigen, um dir bereits ein solches, zudem reichlich unschickliches Urteil über ihn zu erlauben!«, wies Catherine Duvall ihre Tochter zurecht. Sie war noch keine vierzig Jahre alt und eine kühle, aber attraktive Erscheinung. Sie hatte ein schmales Gesicht, das nur selten ein Lächeln zeigte. Reserviertheit und Strenge charakterisierten nicht nur ihr Wesen, sondern auch ihre Kleidung. Sie bevorzugte schmucklos konservative Frisuren, eng geschnürte Korsagen und hochgeschlossene Kleider, die in der

Qualität der Stoffe einen teuren und exklusiven Geschmack verrieten, in ihren dunklen, kühlen, meist grauen Farben jedoch ihre strenge, unnahbare Note betonten.

Rhonda verzog geringschätzig das Gesicht. »Er ist ein Langweiler und zudem noch uralte! Er ist ein aufgeblasener Kerl, der in seine eigene Stimme und sein unablässiges Gerede verliebt ist. Außerdem hat er Mundgeruch. Nicht einen Tag würde ich es mit ihm aushalten. Er ödet mich zu Tode an! Wenn es mich allein mit ihm auf eine einsame Insel verschlagen würde, ich würde ihn auch dann nicht als Mann in Erwägung ziehen!« Und in Gedanken fügte sie gehässig hinzu: Schon gar nicht als Mann im Bett. Ich wette, er ist ein Schlappschwanz. Buchstäblich!

»Rhonda! Ich bin schockiert! Wie redest du da über einen höchst angesehenen Mann unserer Gesellschaft!? Du hättest eine Ohrfeige verdient!«, empörte sich Catherine und wandte sich ihrem Gastgeber Justin Darby zu. »Ich muss Sie für die ungezogenen Worte meiner Tochter um Entschuldigung bitten, Justin. Als hätte sie nicht die Spur einer Erziehung gemessen! Rhonda, du wirst dich gefälligst für deine peinliche Entgleisung entschuldigen, oder hast du die Regeln des Anstands und der Gastfreundschaft vergessen!?!«

Rhonda fand diese Aufforderung von ihrer Mutter, die Regeln des Anstands zu beachten, ausgesprochen lächerlich, zumal wenn sie daran dachte, dass ihre Mutter auch vor Mord nicht zurückgeschreckt war, um Valerie zu beseitigen. Dafür bewunderte sie sie. Für ihr blindes Beharren auf starren Konventionen und wertlosen Lippenbekenntnissen hatte sie dagegen einzig Verachtung übrig. Doch sie hütete sich, ihre Despektierlichkeit auf die Spitze zu treiben, und so zuckte sie

nur mit den Achseln und sagte verdrossen, ohne Justin Darby anzublicken: »Es tut mir leid, *falls* Sie sich von meiner Offenheit verletzt fühlen.« Dabei legte sie eine starke Betonung auf das »falls«.

Catherine sah erzürnt drein. »Justin, bitte schreiben Sie ihr unmögliches Benehmen den besonderen Umständen der letzten Wochen zu, die in einer sonst wohlherzogenen jungen Dame vermutlich eine gewisse Art von Bitterkeit erzeugt haben, welche sie wohl zu dieser Taktlosigkeit verleitet haben mag.«

Der Besitzer von Darby Plantation tupfte sich die Mundwinkel mit der Serviette ab. Er war ein mittelgroßer Mann von achtundfünfzig Jahren und kräftig stämmiger Statur. Er besaß ein ansprechendes offenes Gesicht mit einer stets gesunden, fast rosigen Haut, und die grauen Strähnen, die sein noch volles dunkles Haar durchzogen, betonten weniger sein reifes Alter, sondern gaben ihm das vertrauenerweckende Aussehen eines erfolgreichen, seriösen Geschäftsmannes, der er auch war. Er hatte sich immer sorgfältig gekleidet, doch seit Catherine unter seinem Dach lebte und er sich seiner wahren Gefühle für sie klar geworden war, legte er auf eine gepflegte äußere Erscheinung noch mehr Wert als vorher schon.

»Manchmal ist die Jugend wahrhaftig ein wenig zu ungestüm in Wort und Tat. Aber es sind auch schwere Zeiten«, antwortete Justin Darby diplomatisch und bedacht darauf, weder Catherines Kritik an ihrer Tochter durch zuviel Verständnis zu unterlaufen, noch sich die Sympathien von Rhonda und Stephen zu verderben. Bei seinem Bemühen, Catherines Herz zu gewinnen und sie in hoffentlich nicht

allzu ferner Zukunft zu seiner Frau zu machen, war er sehr von ihrer Unterstützung abhängig – ganz besonders von der Stephens. Unwillkürlich sah er zu ihm hinüber, als er fortfuhr: »Was nun Mister Larmont selbst betrifft, so sehe ich mich leider nicht in der Lage, Partei zu ergreifen, da wir uns bisher noch nicht begegnet sind.«

Stephen, ein schlanker, überaus elegant gekleideter Mann von knapp zwanzig Jahren, mit dichtem schwarzem Haar und einem fast feminin hübschen Gesicht, hob spöttisch die Augenbrauen, als wollte er sagen: Geschickt aus der Affäre gezogen, Justin. Mein Kompliment.

Justin wandte sich schnell wieder Catherine zu und fuhr rasch fort: »Aber da ich Ihre scharfe, unbestechliche Beobachtungsgabe kenne und Ihre Menschenkenntnis schätze, hege ich an Ihrer Beurteilung des jungen Mannes nicht die geringsten Zweifel. Und natürlich wäre ich sehr erfreut, diesen vielversprechenden jungen Mann in meinem Haus begrüßen und kennenlernen zu können. Aber das beschränkt sich selbstverständlich nicht allein auf Mister Larmont, Rhonda. Verfügen Sie frei über mein Haus und bitten Sie zu Besuch, wen immer Sie mögen – natürlich nach Absprache mit Ihrer geschätzten Mutter.«

Catherine neigte geschmeichelt und dankbar für seine Unterstützung den Kopf. »Sie sind zu großzügig, Justin. Wir stehen in Ihrer Schuld.« Und das war etwas, was ihr gar nicht schmeckte.

»Junger Mann?«, wiederholte Rhonda spöttisch, bevor Justin noch etwas sagen konnte. »Er ist schon dreißig!«

»Und damit genau im besten Alter für dich, mein Kind! Du brauchst die feste Hand eines erfahrenen Mannes!«, be-

schied Catherine sie. »Edward Larmont kann dir eine gesicherte Zukunft garantieren, einmal ganz davon abgesehen, dass sein bewunderungswürdiger Einsatz für die noble Sache des Südens ihm über die Grenzen unseres Staates hinaus viel Bewunderung und Beachtung gebracht hat. Man sagt ihm eine großartige politische Karriere voraus.«

»Was interessiert mich Politik«, murkte Rhonda. Über den schwelenden Konflikt zwischen den Nord- und den Südstaaten war sie nur oberflächlich informiert. Sie hatte die Männer davon reden hören, dass mit Lincolns Wahl zum neuen Präsidenten im vergangenen Jahr die Sezessionsbewegung, die sich von der Union lösen und eine eigene Konföderation der Südstaaten bilden wollte, neues Territorium gewonnen und der Konflikt mit dem Austritt von South Carolina aus dem Staatenbund der USA im Dezember letzten Jahres einen weiteren kritischen Höhepunkt erreicht hatte. Es gab Gerüchte, wonach es bald zum Bürgerkrieg kommen konnte. Aber da jeder zuversichtlich war, den Yankees im Handumdrehen eine blutige Lektion erteilen zu können, die sie zwingen würde, die eigenständige Konföderation der Südstaaten hinzunehmen, machte sie sich auch darüber keine Gedanken. Sie war viel zu sehr mit sich selbst und ihren eigenen Leidenschaften beschäftigt. Da gab es auf Darby Plantation diesen jungen gut gebauten Stallknecht Benjamin, den sie insgeheim schon dazu auserkoren hatte, sie mit seiner Männlichkeit zu beglücken. Es würde ein köstliches Spiel sein, ihn zu verführen und zu ihrem ganz persönlichen Sklaven zu machen. Dies war für sie stets die erregendste und beglückendste Phase. Zwar kostete sie anschließend mit Genuss ihre Macht aus, die sie über ihre Liebhaber erlangt hatte, doch nichts kam der Intensität der ersten

Male gleich, wenn die Schwarzen noch genauso stark von Angst wie von wollüstiger Leidenschaft erfüllt waren. Wenn ihnen beim Anblick ihres nackten weißen Körpers der Atem wegblieb und ihnen gleichzeitig der Angstschweiß auf die Stirn trat, weil sie noch nicht den Gedanken zu verdrängen vermochten, dass sie für das, was sie da taten, am nächsten Baum aufgeknüpft werden konnten. Ein Schwarzer, der von einer weißen Frau beschuldigt wurde, sie unsittlich berührt zu haben, konnte mit Engelszungen reden, ohne dass ihn das vor dem Strick rettete. Und diese Macht war genauso berauschend wie die Lust, die sie in den Armen ihrer schwarzen Liebhaber fand. Bis sie ihrer überdrüssig wurde ... »Die starke Hand eines erfahrenen Mannes«, nahm Stephen die Worte seiner Mutter auf und tat so, als würde er ihnen ernsthafte Überlegung schenken. Dabei wusste er nur zu gut, dass seine Schwester sich ganz sicherlich nicht nach einer starken Hand oder gar nach der Ehe mit einem Mann wie Edward Larmont sehnte. Er mochte auf dem Rednerpult mitreißend wirken und in der Politik eine blendende Zukunft vor sich haben, doch als Rhondas Ehemann konnte er ihn sich nicht vorstellen. Seine Schwester war dafür zu wild, zu unbändig und zu ... ja, zu wollüstig, auch wenn sie es vorzüglich verstand, ihrer Mutter und ebenso allen anderen Sand in die Augen zu streuen und sich den Anschein einer tugendhaften jungen Dame zu geben, die um die Dinge körperlicher Liebe nicht mehr wusste, als sie der Natur und den vagen Andeutungen errötender junger Frauen aus dem Freundeskreis zu entnehmen vermochte – und das war in aller Regel so lächerlich wenig, dass die Hochzeitsnacht nicht selten eine einzige Katastrophe war, wie ihm verheiratete Freunde immer wieder versicherten.

Er jedoch wusste es besser, denn ihn hatte sie nicht täuschen können. Er wusste schon seit Langem, dass ihre Erfahrungen auf diesem Gebiet die der meisten Ehefrauen bei Weitem übertraf und sie ihre Gelüste mit willigen schwarzen Sklaven befriedigte – so wie er sich hübscher schwarzer Zimmermädchen bediente, die unter den Männern spöttisch »Teemädchen« genannt wurden, weil sie ihrem Herrn angeblich nachts noch einen Tee brachten, wenn sie sein Schlafgemach aufsuchten. Aber bei Männern war das etwas anderes. Dass er sich nahm, was er an Frauen haben konnte, egal welcher Hautfarbe, war eine Selbstverständlichkeit, über die man nicht redete, sofern er seine Liebesabenteuer einigermaßen diskret regelte. Und dass ein verheirateter Mann sich eine Mätresse hielt oder exklusive Freudenhäuser regelmäßig mit seinem Besuch beehrte, war nichts, was ihn seinen guten Ruf kosten konnte, wenn es bekannt wurde. Diese Häuser als Treffpunkt und Ort für angeregte Gespräche und Verhandlungen erfreuten sich unter angesehenen Geschäftsleuten und Politikern genauso großer Beliebtheit wie jene Handvoll Bars, die als Nachrichtenbörsen gehandelt wurden und in jeder Stadt zu finden waren.

Doch was Rhonda da trieb, war ein gefährliches Spiel, das ihn manchmal ebenso sehr mit Abscheu wie mit Angst um die Zukunft seiner Schwester erfüllte – und um den guten Ruf der Familie. Einer weißen Frau verzieh man nicht den geringsten Fehltritt. Sie musste rein und unschuldig in die Ehe gehen. Eine voreheliche Affäre – und ihre Chancen, eine gute Partie zu machen, waren gleich null. Kam sie jedoch in den Verdacht, es mit einem Nigger getrieben zu haben, auch wenn sie angeblich dazu gezwungen worden war und der Nigger dafür ge-

hängt wurde, war sie für ihr Leben gebrandmarkt und nur wenig besser dran als eine Aussätzige. Und als weiße Frau gar von einem Schwarzen geschwängert zu werden ...

Stephen Duvall versagte es sich, diesen entsetzlichen Gedanken zu Ende zu führen. Und der Spott, der ihm im ersten Moment auf der Zunge gelegen hatte, wurde nun zu bitterem Ernst, als er den Satz seiner Mutter noch einmal aufnahm. »Gut möglich, dass die starke Hand eines erfahrenen Mannes genau das ist, was du brauchst, Schwester. Es muss ja nicht gerade Edward Larmont sein.«

Rhonda warf ihm einen wütenden Blick zu. »Sondern? Hast du vielleicht schon einem deiner Freunde versprochen, ein gutes Wort für ihn bei mir einzulegen, ja? Vielleicht habt ihr sogar eine finanzielle Vereinbarung getroffen, falls du deine Sache gut machen solltest. Große Brüder müssen doch ihre schützende Hand über ihre kleinen Schwestern halten, nicht wahr?«, stieß sie mit tiefendem Sarkasmus hervor. »Wie interessant, dass auch du dir auf einmal in der Rolle des Kupplers zu gefallen scheinst und wie Mutter der Meinung bist, ich müsste schnell unter die Haube.«

Catherine schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. »Das reicht jetzt, Rhonda! Ich will kein Wort mehr von dir hören! Du scheinst heute deinen unausstehlichen Tag zu haben!«, zürnte sie. »Und dabei meinen wir es nur gut mit dir. Du solltest deinem Bruder dankbar sein, dass er sich um dich und dein zukünftiges Glück Gedanken macht.«

Rhonda lachte höhnisch auf. »Ich mache mir auch meine Gedanken«, sagte sie mit drohendem Unterton in der Stimme und schaute ihren Bruder warnend an, »doch ich glaube nicht, dass man sie sehr schätzen wird, wenn ich sie ausspreche.«

Stephen begriff, dass er einen Fehler begangen hatte, indem er Rhonda in den Rücken gefallen war. Sie teilten mehr als nur *ein* beängstigendes Geheimnis. Und eiligst versuchte er seine gefährliche Gedankenlosigkeit wiedergutzumachen, indem er brummig erklärte: »Es war nur so dahergeredet, Rhonda. Leg es bloß nicht auf die Goldwaage. Und offen gesagt halte ich von Edward Larmont auch nicht viel, Mutter. Ein Langweiler ist er schon, und Rhonda ist ja wohl kaum in Eile, unter die Haube zu kommen. Zumal der Zeitpunkt, ausgerechnet jetzt nach einem passenden Ehemann Ausschau zu halten, auch nicht gerade der günstigste ist, wenn ich das so sagen darf.«

Catherine sah ihren Sohn irritiert und unwillig an. Sie wollte gerade zu einem heftigen Widerspruch ansetzen, als Justin Darby plötzlich den Kopf hob und zum Fenster blickte. »Ein Wagen! ... Ein Einspanner kommt die Straße hoch!«, rief er überrascht und im Stillen dankbar für die Gelegenheit, dem unerquicklichen Familienzweist auf diese Weise ein schnelles Ende bereiten und auf ein anderes Gesprächsthema kommen zu können.

Stephen sprang ihm dabei hilfreich zur Seite, indem er Interesse bekundete. »Wer kann das nur sein, so früh am Morgen? Erwarten Sie Besuch, Justin?«

»Nicht, dass ich wüsste«, erwiderte der Plantagenbesitzer, erhob sich, eine Entschuldigung in Catherines Richtung murmelnd, und trat ans Fenster. Angestrengt blickte er hinaus. Jetzt war der Hufschlag deutlich zu vernehmen. Der Einspanner bog in die Einfahrt ein, die zum Herrenhaus führte.

»Vielleicht ein Bote von Sheriff Russell«, mutmaßte Catherine.

»Nein, es ist ... eine Frau!«, rief Justin verwundert vom Fenster her. »Eine schwarzhaarige Frau! Ich habe diese Valerie ja nie zu Gesicht bekommen, doch den Beschreibungen nach könnte sie es schon sein.«

»Valerie?«, riefen Catherine, Rhonda und Stephen wie aus einem Mund.

»Das glaube ich einfach nicht«, setzte Catherine noch hinzu, während ihre Kinder schon vom Tisch aufsprangen und zu Justin ans Fenster stürzten. »Was ...«

»Sie ist es wirklich!«, stieß Rhonda aufgeregt hervor.

Stephen schüttelte den Kopf, als traute er seinen eigenen Augen nicht. »Sie ist es tatsächlich!« Seine anfängliche Fassungslosigkeit verwandelte sich aber rasch in Triumph, und er tauschte einen verstohlenen, verschwörerischen Blick mit seiner Schwester aus. Ihr Plan auf aufgegangen!

Nun hielt es auch Catherine nicht länger am Tisch. Sie begab sich in nicht ganz damenhafter Eile zu Justin und ihren Kindern ans Fenster. Als sie hinausblickte, brachte Valerie den Einspanner gerade vor dem Herrenhaus zum Stehen.

»Was hat die Person nur hier zu suchen?«, wollte Justin Darby wissen.

»Sie kriecht zu Kreuze!«

Catherine sah ihren Sohn mit jäh erwachter Hoffnung an. »Du meinst, sie hat sich doch noch eines anderen besonnen und kommt nun, um mein Kaufangebot anzunehmen?«, fragte sie aufgeregt.

Stephen lächelte. »Ich gehe jede Wette ein, dass sie gekommen ist, um mit uns über den Verkauf von COTTON FIELDS zu verhandeln.«

»Ich wage es noch gar nicht zu glauben«, murmelte Catherine

und rieb sich nervös die Hände. »Aber wenn sie wirklich gekommen ist, um mit uns zu verhandeln, dann ... dann ...« Sie fand keine Worte für ihre Freude, in die sich aber immer noch eine gute Portion Skepsis mischte.

»Sie ist erledigt, Mutter«, versicherte Stephen selbstsicher und verschränkte die Arme vor der Brust, während er voller Genugtuung beobachtete, wie Valerie vom Einspanner stieg. Es war ganz offensichtlich, dass es sie allergrößte Selbstüberwindung kostete, das auszuführen, was der Verstand ihr diktierte – so steif und hölzern, wie sie sich bewegte. Ihm schien, als müsste sie sich zu jedem Schritt zwingen. Und er genoss es. »Sie hat endlich begriffen, dass sie in diesem Land nichts zu suchen hat und COTTON FIELDS nicht halten kann. Sie hat aufgegeben!«

Rhonda nickte. »Klar, das mit den beiden entlaufenen Sklaven, die uns überfallen wollten, hat ihr vermutlich den Rest gegeben«, sagte sie gehässig.

Justin sah sie verständnislos an. »Wo sehen Sie denn da einen Zusammenhang, Rhonda?«, wollte er wissen.

»Na ja ...«, begann Rhonda zögernd und schaute ihren Bruder Hilfe suchend an, weil ihr auf die Schnelle keine plausible Erklärung einfiel.

»Aber das liegt doch auf der Hand, Justin«, kam Stephen ihr auch sofort zur Hilfe, doch insgeheim wünschte er, sie hätte diesen Aspekt nicht vor Justin angesprochen. Die Ansichten von Justin Darby über Recht und Ehre waren sehr konservativ und festgefügt, und er wäre entsetzt gewesen, wenn er gewusst hätte, was sich in Wirklichkeit hinter dem angeblichen Überfall der beiden Schwarzen auf Rhonda und ihn verbarg. »Valerie hat doch mit tausend Schwierigkeiten

zu kämpfen, und sie kommt vorne und hinten nicht klar«, übertrieb er. »Wie lange hat sie versucht, einen Verwalter zu finden? Vergeblich.«

»Und was ist mit diesem Burke?«, wandte Justin ein.

Stephen machte eine geringschätzig Handbewegung. »Ein Säufer, der sie mehr Geld kostet als einbringt. Nein, sie hat erkannt, dass sie gescheitert ist und keine Chance hat, auch nur die erste Baumwollernte auf COTTON FIELDS zu erleben. Dass dann noch ausgerechnet ihr, diesem Niggerbastard, zwei Sklaven davongelaufen und wir von ihnen überfallen worden sind, hat ihr wohl wirklich den Rest gegeben, wie meine Schwester schon sagte. Es muss sie schwer getroffen haben, da bin ich mir sicher. Immerhin war Edna ihr Zimmermädchen gewesen. Na ja, letztlich soll es uns egal sein, was Valerie bewogen hat, endlich aufzugeben. Hauptsache, sie verschwindet von Cotton Fields!«

»Richtig!«, pflichtete Catherine ihrem Sohn mit glänzenden Augen bei. »Sie hat uns lange genug zum Gespött der Leute gemacht! Ich werde dem HERRN auf Knien danken, wenn dieser Albtraum endlich vorbei ist!«

Justin schwieg und blickte nachdenklich drein. Irgendetwas gefiel ihm nicht an der schrecklichen Geschichte mit den beiden Schwarzen, die Stephen am gestrigen Spätnachmittag in Notwehr hatte erschießen müssen. Er hatte mit seiner Schwester einen Ausritt unternommen, der sie zufällig zur längst verlassenen Hütte eines Köhlers geführt hatte, die in der Nähe zur Grenze von COTTON FIELDS lag. Dort waren sie dann von den beiden Schwarzen angegriffen worden. Der Mann, ein Feldsklave, hatte mit einem Revolver auf ihn geschossen, den das Mädchen vorher aus dem Herrenhaus gestohlen hatte.

Sheriff Russell hatte zwar versichert, es gäbe nicht den geringsten Zweifel daran, dass die beiden ihre Flucht gut geplant und vorbereitet hätten, denn die Beweise wären geradezu lückenlos, und dass Stephen eindeutig in Notwehr gehandelt hätte. Der Schwarze hatte ihm sogar durch einen Streifschuss eine Wunde zugefügt, die jedoch zum Glück nicht mehr als ein besserer Kratzer war. Aber all diese Bezeugungen, dass Stephen sich nichts vorzuwerfen hätte, sondern im Gegenteil für sein beherztes Vorgehen zu loben sei, habe er doch nicht nur sein Leben verteidigt und das seiner Schwester, sondern auch die Flucht von zwei Sklaven vereitelt und damit ein notwendiges abschreckendes Exempel statuiert, was in dieser unruhigen Zeit wohl heilsam auf alle anderen Schwarzen wirkte – all diese Versicherungen vermochten jedoch nicht, ihm das ungute Gefühl zu nehmen, das ihn einfach nicht loslassen wollte. Dass er den Feldsklaven erschossen hatte, der ihn mit dem Revolver angegriffen hatte, verstand er. Doch warum auch noch das junge Mädchen? Angeblich hatte sie nach dem Revolver ihres toten Komplizen greifen wollen. Aber dennoch ...

Justin wurde aus seinen Gedanken gerissen, als es klopfte. Er ging selbst zur Tür und öffnete. Es war sein Hausdiener Wilbert.

»Es ist Besuch gekommen, Massa. Eine Miss Duvall.«

»Das habe ich gesehen, Wilbert. Hat sie gesagt, zu wem sie will und was der Grund ihres unangemeldeten Besuchs ist?«, fragte er.

Der Schwarze nickte und sagte seinem Herrn, was Valerie ihm zu sagen aufgetragen hatte. »Sie wartet im Salon. Doch ich habe ihr gleich erklärt, dass es nicht sicher ist, ob Mister

Duvall sie auch zu sprechen wünscht. Soll ich sie wieder wegschicken, Massa?«, wollte er dann wissen.

»Nein. Ich nehme doch an, dass sich Mister Duvall trotz der ungewöhnlichen Umstände ihres Besuchs dazu herablassen wird, sie anzuhören«, sagte Justin mit einem Anflug von Spott.

»Dann soll ich sie heraufführen?«

»Das soll Mister Duvall entscheiden. Warte draußen, Wilbert.«

»Yessuh, Massa.«

Erwartungsvoll sahen die drei Duvalls ihn an, als Justin zu ihnen an den Tisch zurückkehrte. »Mir scheint, Sie haben Ihre Wette gewonnen, Stephen.«

»Nun?«, drängte dieser.

»Valerie lässt Ihnen Folgendes ausrichten: Sie wünscht Sie zu sprechen, und sie habe aufgegeben, Ihnen trotzen zu wollen«, wiederholte Justin, was Wilbert ihm mitgeteilt hatte. Was ihn verwunderte, war, dass die Nachricht an Stephen gerichtet war und nicht an Catherine, mit der sie doch über den Verkauf der Plantage würde verhandeln müssen.

»Waren das ihre Worte?«, fragte Stephen aufgeregt.

Justin nickte.

Stephen stieß einen Freudenschrei aus und klatschte in die Hände. »Wir haben es geschafft!«, rief er euphorisch. »Wir haben sie da, wo wir sie haben wollten. Mutter, Rhonda! Sie gibt auf! Sie kriecht zu Kreuze! ... Der Bastard ist erledigt! ... Valerie geht vor uns in die Knie!«

Catherine gab einen schweren Stoßseufzer von sich. »Gott sei gedankt!«, murmelte sie und schloss kurz die Augen. »Endlich!«

Rhonda lächelte nur und suchte Blickkontakt mit ihrem Bruder.

»Wo möchten Sie sie empfangen?«, fragte Justin, der Catherines Erleichterung bedeutend angemessener fand als Stephens überschwängliche Begeisterung.

»Auf jeden Fall nicht hier«, sagte Catherine und straffte sich. »Wir empfangen sie drüben im Salon, Justin. Geben Sie mir nur fünf Minuten Zeit, mich zu sammeln.«

»Du hast alle Zeit der Welt, Mutter«, bemerkte Stephen mit einem selbstbewussten Lächeln auf den Lippen. »Denn wir werden nicht so dumm sein, sie unverzüglich zu uns kommen zu lassen und dadurch den Eindruck zu erwecken, wir könnten es gar nicht erwarten. Nein, soll sie nur da unten eine Zeit lang in ihrem eigenen Saft schmoren.«

Catherine sah ihren Sohn skeptisch an. »Ich verabscheue diese Person und will, dass sie aus unserem Leben verschwindet. Doch wir müssen mit ihr verhandeln und einen Kaufvertrag aufsetzen. Und je schneller wir das hinter uns bringen, desto besser ist es, Stephen.«

»Ich empfinde genauso«, versicherte er. »Aber ich denke, du musst dich doch etwas gedulden. Eile wäre jetzt völlig fehl am Platz. Nun sind wir am Zug, und wir müssen unsere Position auch ausnutzen. Sie *will und muss* verkaufen, und diesen Vorteil werden wir wahrnehmen. Das Angebot, das du ihr damals auf COTTON FIELDS gemacht hast, ist natürlich völlig indiskutabel!«

Catherine hatte ihr an dem Tag, als sie COTTON FIELDS hatten räumen müssen, eine halbe Million Dollar geboten, und so viel war die Plantage, die zu den ertragreichsten von ganz Louisiana gehörte, auch wert. Eine Woche hatte Valerie

Bedenkzeit gehabt, das Angebot dann jedoch kühl ausgeschlagen. Ein Niggermädchen, das die unglaubliche Summe von einer halben Million Dollar wie ein lächerliches Almosen ausschlug und ihr, einer Weißen, zu verstehen gab, dass sie sich mit ihrem Geld sonst wohin scheren sollte! Ihr Hass auf Valerie hätte sie an dem Tag, als sie diese abschlägige Nachricht erhalten hatte, fast um den Verstand gebracht.

»Ich habe nicht das Geringste dagegen einzuwenden, bedeutend weniger bezahlen zu müssen«, räumte sie jetzt ein, »aber ich bezweifle, dass dieses Miststück sich darauf einlassen wird. Vergiss nicht, dass dieser Niggeranwalt Travis Kendrik sie in allem berät, und man kann ihm viel Übles nachsagen, nicht aber, dass er sein Geschäft nicht versteht.«

Stephen war in seiner Selbstsicherheit nicht zu erschüttern. »Sie bekommt nicht die Hälfte von dem, was du ihr das letzte Mal angeboten hast, Mutter«, sagte er im Brustton der Überzeugung und dachte höhnisch: Valerie hat endlich begriffen, dass ich entschlossen bin, sie mit allen Mitteln fertigzumachen, und sie weiß ganz genau, dass ich vor nichts zurückschreke und dass noch andere dran glauben werden, wenn sie nicht zu meinen Bedingungen verkauft. Und laut sagte er: »Wir werden ihr den Preis diktieren!«

Er ahnte nicht, dass Valerie nur eins verlangte und sich das auch zu nehmen entschlossen war – nämlich sein Leben.

3.

Matthew Melvilles Welt waren die weißen Decks, eleganten Spielsalons und luxuriösen Kabinen seines Raddampfers